

Bezugs-Preis
In Halle und Umgebungen 2 1/2 Mark
In den übrigen Provinzen 3 Mark
In den ferneren Provinzen 3 1/2 Mark
In den ferneren Provinzen 4 Mark

Halleische Zeitung

Kunzige-Gebühren
Für die halbjährliche Zeit 1 1/2 Mark
Für die vierteljährliche Zeit 1 Mark
Für die monatliche Zeit 1/3 Mark

Landeszeitung für die Provinz Sachsen und die angrenzenden Staaten.

Halle a. S., Donnerstag 28. Januar 1897.

Halle a. S., Donnerstag 28. Januar 1897.

Halle a. S., Donnerstag 28. Januar 1897.

Wodurch Herr Cecil Rhodes.

Seit der Ankunft des Herrn Cecil Rhodes in London sind...
Wodurch Herr Cecil Rhodes.

Über alles geht es um die Gründung der parlamentarischen...
Wodurch Herr Cecil Rhodes.

licher Haupt-Adjutant übertrug Herrn Dr. Miquel auf Befehl...
Wodurch Herr Cecil Rhodes.

In Wirklichkeit sind die Herrenhäuser auf Lebenszeit...
Wodurch Herr Cecil Rhodes.

Die Reichs-Verfassung schreibt: „In der letzten...
Wodurch Herr Cecil Rhodes.

Probation erst folgt der Einsender hinzu. Um eine solche...
Wodurch Herr Cecil Rhodes.

Der Verein der Spiritusfabrikanten in Deutschland...
Wodurch Herr Cecil Rhodes.

Nach den der „Kreuzzeitung“ eingehenden Berichten dürfte...
Wodurch Herr Cecil Rhodes.

Die „Neue Verl. Corr.“ veröffentlicht folgendes: Kürzlich...
Wodurch Herr Cecil Rhodes.

zu erfahren gehabt. Zur Festhaltung dessen müssen mir das...
Wodurch Herr Cecil Rhodes.

Da die letzten aus Langer mehreren Blättern ausgegangene...
Wodurch Herr Cecil Rhodes.

Der „Nord“ weiß mitzuteilen, daß Frau im Fall nach Petersburg...
Wodurch Herr Cecil Rhodes.

Su den verschiedenartigen Mitteilungen über der...
Wodurch Herr Cecil Rhodes.

Gegeüber denselben Grundsätzen konstant, daß der...
Wodurch Herr Cecil Rhodes.

Bei der gestrigen großen Parade-Ausgabe wurden in Berlin...
Wodurch Herr Cecil Rhodes.



(Nachdruck verboten.)

Abſinth.

Roman von M. Corelli.

29) Aus dem Englischen von Adele Berger.

„Nicht, wenn unſer Leben für irgend jemand in der Welt Werth hat.“ antwortete ich. „Wie aber, wenn es jedermann vollkommen gleichgültig iſt, ob wir leben oder ſterben? Ich ſage Ihnen, Heloiſe, daß ich zu weit gegangen bin, um wieder zurückzugehen — ſelbſt wenn Sie mich jetzt liebten, was Sie nicht thun, könnten Sie mich nicht aus der Tiefe erheben, in die ich geſunken bin, und in der ich ganz gern bleibe!“

„Dann danke ich Gott, daß meine Liebe geſtorben iſt!“ rief ſie leidenschaftlich; „denn hätte ich Sie noch geliebt, hätte es mich getödtet, Sie ſo erniedrigt zu ſehen, wie Sie es jetzt ſind!“

Ich lächelte etwas verächtlich.

„Liebe Heloiſe, ſprechen Sie nicht von Erniedrigung.“ ſagte ich. „Ober wenn es ſchon ſein muß, ſo denken wir lieber an das Schickſal Paulinens!“

Sie fuhr plötzlich auf, als hätte ich ſie mit einem Meſſer verletzt.

„Haben Sie ſie geſehen? Wiſſen Sie, wo ſie iſt?“ fragte ſie eifrig.

„Ja und nein.“ antwortete ich. „Ich habe ſie zweimal geſehen, aber nicht mit ihr geſprochen, noch weiß ich, wo ſie wohnt. Das erſte Mal ſah ich ſie, ärmlich gekleidet, in den Seitengäſſen von Paris“ — Heloiſe ſtieß einen ſchwachen Schrei aus, und Thränen ſtürzten aus ihren Augen — „das zmeite Mal kniete ſie neben dem Grabe ihres Vaters im Père Lachaiſe. Aber ich werde ſie auffpüren, werde ſie finden, wo ſie iſt.“

Was für ein glückliches, hoffnungsfreudiges Licht glüht über das blaſſe, ſchöne Geſicht neben mir!

„Wirklich?“ rief ſie. „Sie wollen ſie ſuchen, Sie werden ſie zu ihrer Mutter, zu mir zurückbringen? Das arme, unglückliche Kind! O Gaſton, wenn Sie das thun, ſo werden Sie ſicherlich mit Gott Frieden machen!“

Ich zuckte die Achſeln.

„Ich möchte mit Ihnen Frieden machen. Wenn ich Pauline finde, werden Sie mich da wieder lieben?“

Sie ſtieß einen ſchwachen Laut aus und wich von mir zurück.

„O nein . . . nie, nie!“ ſagte ſie ſchaudernd. „Nie! Was für eine Macht kann eine geſtorbene Liebe beleben, Beauvais? Einmal todt, iſt ſie für immer todt. Sie ſind mir bloß das Phantom des Mannes, den ich einſt im Geheimen vergötterte; ich könnte Sie jetzt nicht mehr lieben als einen lange begrabenen Todten!“

Sie ſprach haſtig und feurig, und jeder Nero in mir ſchien ſich zornig gegen ſie aufzubäumen. Ich fühlte, obwohl ſie mich einm geliebt hatte, empfand ſie jetzt etwas wie Abſcheu gegen mich, wenn auch dieſer Abſcheu mit Mitleid gemiſcht war, das ich verſchmähte. Sie war ungerecht, wie alle Frauen; die feinen Nerven ihrer weiblichen Organiſation waren von getäuſchter Liebe ebenſo gefoltert und verrenkt worden wie die meinen — ich konnte ihre Empfindungen wohl analyſiren — ich ſah, daß ſie ſich inſtinktiv verachtete, weil ſie einem ſo Unwürdigen je einen häßlichen Gedanken geſchenkt! Aber was lag mir denn daran? Wenn ſie mich nicht lieben konnte, ſo ſollte ſie mich wenigſtens fürchten!

„Danke, meine liebe, ſchöne Freundin.“ ſagte ich ſarkastiſch. „Wir haben aus einem Grunde, den ich nicht einſehen kann, Kat und Maus miteinander geſpielt. Sie haben mich mit Ihren

reißenden Klauen gefangen, allerliebſt über Ihre einſtige Neigung zu mir geſchnürt, und jetzt ſchlagen Sie Nägel und Krallen in mich und zerreißen mich zu Verweiſung und Hoffnungsloſigkeit. Es ſei! Das iſt Frauenart, und ich will mich nicht beklagen. Wie ich Ihnen ſagte, werde ich Pauline auffuchen, aber ich glaube nicht, daß ich ſie in Ihre Arme zurückführen werde. So dumm bin ich nicht. Ich behalte ſie mir ſelbſt . . .“

Mit einer rafchen Bewegung ſprang Heloiſe auf und ſah mich an — ihre ganze Geſtalt bebte vor unterdrückter Bewegung.

„So niedrig würden Sie nicht ſein!“ rief ſie. „Sie könnten nicht. Sie würden es nicht wagen!“

Ich erhob mich ebenfalls.

„Wie unlogiſch Sie ſind, Heloiſe.“ ſagte ich nachläſſig. „Nebriſt! Ich ſehe darin gar nichts Niedriges. Ihre vielgeliebte Couſine iſt freiwillig mehrere Stufen der Leiter des Verderbens hinabgeſtiegen; es wird keiner Gewalt bedürfen, um ſie zum Weitergehen zu bereuen. Sie überſchätzen die Sache . . .“

„Sie werden ihr nichts zu Leide thun!“ rief Heloiſe außer ſich. „Ich habe ſie auch geſucht und werde ſie weiter ſuchen, noch eifriger jetzt, da ich weiß, daß ich ſie vor Ihnen vertheidigen muß! O, ich werde in Ihrer Nähe ſein, wenn Sie es am wenigſten denken . . . ich werde Sie auffpüren, ich werde Ihnen folgen . . . ich werde Alles thun, um ſie vor Ihnen zu retten, vor Ihrer . . .“

Sie hielt athemlos inne.

Ich lächelte.

„Seien Sie nicht melodramatiſch, meine Liebe.“ murmelte ich kalt. „Freilich ſteht es Ihnen, Sie ſehen im Zorn reizen aus — aber wir ſind im Bois — man kann uns belauſchen. Es wird mich ſehr freuen, wenn Sie mir folgen und mich aufſpüren werden, wie Sie ſagen; freilich wird Ihnen dies etwas ſchwer fallen. Sie können nicht retten, was hoffnungslos verloren iſt, und was das „Wagen“ betrifft . . . lieber Gott, wie wenig kennen Sie mich — es giebt nichts, das ich nicht wagen würde, außer eines!“

Sie ſtand ſtill, ihre Augen vergrößerten ſich, ihr Athem kam und ging ſtürmiſch, ihre Hände ballten ſich, aber ſie ſprach kein Wort.

„Sie fragen nicht, was dieſes Eine iſt.“ fuhr ich fort, ſie feſt anblickend. „Ich werde es Ihnen ſagen. Die Grenze meines Muthes hält vor Ihnen an. Ich wage nicht — hören Sie! — ich wage nicht, Sie anzutaſten — wie ſehr ich auch nach Liebe hungere, ich wage nicht, Sie zu lieben! Sie ſind das einzig Heilige für mich auf der Welt, und Sie werden es bleiben, denn ich habe freiwillig Heim und Familie aufgegeben — mein Vater hat mich vollſtändig verleugnet, wie ich ihn, und nur das Gedächtniß Ihrer Schönheit wird mir bleiben, wie etwas, was mir um ein Geringes weniger koſtbar und süß iſt, wie — Abſinth!“

Ich lachte, und ſie betrachtete mich erſtaunt.

„Als Abſinth.“ wiederholte ſie mechaniſch, ich verſtehe nicht . . .“

„Das glaube ich Ihnen.“ antwortete ich ruhig. „Sie werden wohl nie verſtehen, wie Abſinth einem Manne theuer werden kann als ſein Leben. Es iſt ſeltſam, aber in Paris kommt es vor. Heloiſe, Sie waren heute in ſehr gefährlicher Geſellſchaft — danken Sie Gott, daß Sie heil davonkamen! Sie haben von vergangener Liebe und Leidenschaft zu einem Manne geſprochen, der in ſeinen Adern Feuer ſtatt Blut hat, der, hätte er nur einmal die Zügel der mühsam zurückgehaltene Selbſtbeherrſchung fahren laſſen, ſich wenig Beweiſensbiſſe gemacht hätte. Ihre Lippen zu küſſen und Sie hinterher zu tödten! Sehen Sie nicht ſo erſchreckt aus . . . ich wage nicht, Sie zu berühren . . .“

ich wage nicht einmal Ihre Hand zu küssen. Sie sind frei . . . Sie können in Frieden und Sicherheit von mir gehen, mit jenem armseligen Segen, den ein durch eigene Schuld verlorener Mann auf Sie herabsehen kann. Aber bitten Sie mich nicht, von Pauline so zu denken, wie ich von Ihnen denke — ebenso gut könnten Sie von mir verlangen, Sionion Guidel zu verzeihen!

Sie schwieg noch immer — ich glaube, diesmal vor Entsetzen — und eine ruhelose Neugier regte sich in mir, ob sie etwas über das geheimnißvolle Verschwinden des einsigen Heiligen wisse, den ich in die andere Welt geschickt hatte, damit er die Berechtigung seines Glaubens ergründe.

„Was wohl aus ihm geworden ist?“ sagte ich plötzlich. „Ist er vielleicht todt?“

Wie bleich sie war — wie verstört und sonderbar! „Vielleicht,“ murmelte sie fast unhörbar.

„Vielleicht ist er gar ermordet worden,“ fuhr ich tollkühn fort und lachte dabei. „Haben Sie nie daran gedacht? Es wäre ganz möglich!“

Und in diesem Augenblick trafen sich unsere Augen! Wie stand mein Verbrechen in meinem Gesicht geschrieben? Ich weiß es nicht . . . ich weiß nur, daß sie einen erstikten Schrei ausstieß . . . einen Schrei der Furcht oder des Entsetzens oder beides und mit einer Bewegung der Hände, als stöße sie etwas von sich, sich wandte und floh! Ich sah das Sonnenlicht über ihr Haar blitzen, wie die himmlische Glorie über der Stirn eines Engels . . . ich hörte den Saum ihres Kleides blitzschnell über das lange Gras rauschen, das sich unter ihrem Tritt beugte, und sie war fort. In ihrer Eile hatte sie ihr Buch zurückgelassen und ich nahm es mechanisch auf. Es war eine Uebersetzung Platons; es öffnete sich von selbst an der Stelle, die sie bezeichnet hatte.

„Wenn Jemand nach edlen Dingen strebt, so ist es auch edel, zu leiden, was wir zu leiden haben.“

Ja, für die alten Griechen war dies Wahrheit, aber was für einen Sinn hat es für uns moderne Menschen? Und dennoch, dennoch war mir das Bewußtsein meiner Erniedrigung fühlbarer als je, als ich mit dem Plato in der Hand, den Hut tief in die Stirn gedrückt, auf Seitenwegen aus dem Bois schlich.

Achtundzwanzigstes Kapitel.

Wochen gingen vorüber — ich bemerkte es nicht, denn ich lebte in einer Art von Traumhaftigkeit dahin, die ebenio wenig Leben genannt werden kann wie Fieber Gesundheit. Ich lernte einige der schmerzlichen Strafen kennen, die eine Folge der mich vergebenden Leidenschaft sind, und die bloßen Vorzeichen dieser Strafen wurden furchtbar genug, um einen stärkeren Mann zu erschüttern, als ich es bin. Um diese Empfindungen zu ersticken, trank ich immer mehr und mehr Absinth; manchmal versiel ich in eine Betäubung, welche mir die gewünschte Erleichterung brachte, aber diese Erleichterung war nur vorübergehend. Die Visionen, welche mich jetzt verfolgten, waren mannigfaltiger und unnatürlicher; dennoch litt ich weniger an Visionen als an Eindrücken. Die waren kräftig, seltsam und beunruhigend realistisch. So bemerkte ich plötzlich, daß alles um mich her abnorme Proportionen annahm, oder das Gegentheil; Männer und Frauen wurden, wenn ich sie ansah, plötzlich groß und breit wie Angeheuer oder verwandelten sich im Nu in Zwerge. Dies kam häufig oder — ich mußte, daß es nur eine Verzerrung der Gehirnindrücke war, aber es war doch lästig und verwirrend. Dann sah ich eine Anzahl von Personen, die nicht real waren, die ich unter die „Visionen“ klassifizierte; aber während in der Art ihres Erscheinens früher eine gewisse Ordnung und Methode gewesen war, stürmten sie jetzt in ungeordneten Massen an mir vorüber, mit Gesichtern und Geberden, die unbeschreiblich grauenhaft und abstoßend waren. Deshalb strebte ich nur danach, mein Gehirn gänzlich zu betäuben und zu tödten; ich hatte die Qualen satt, welcher sein feiner Mechanismus mich erleiden ließ. Mittlerweile zerstreute es mich etwas, Pauline zu suchen; es war das einzige, außer Absinth, das mich noch interessirte. Der Rest der Welt war eine bloße Maskerade, bald trüb und undeutlich, bald blendend grell, immer geisterhaft, immer wie etwas, das mit mir in keinem Zusammenhang stand.

So, ohne daß ich es bemerkte, welkte und schwand der Sommer, und auch der Herbst nahm ein Ende mit einer Pracht goldener und rother Blätter, die zu Boden fielen, fast ehe man noch Zeit gehabt hatte, ihre reiche Schönheit zu bemerken. Ein eijiäer November zog heran, mit blassen Nebeln und kalten Regnen:

die Blätter, die erst in so bunten Farben geprangt, fielen todt herab oder trieben traurig in dem fegenden Winde: die kleinen Dösche vor den Cafés wurden hineingeschafft, und das Distere des herannahenden Winters begann über Paris niederzuzühen, obwohl Paris sich nicht sonderlich um drohenden Himmel oder unfreundliches Wetter kümmert, da sein lustiges inneres Leben dem trübsten Tage trost. Wenn man selbst ein sehr bescheidenes Einkommen hat, gerade genug, um das winzigste Häuschen von Paris zu mieten, so kann man dort angenehmer leben als in jeder anderen Stadt der Welt. Immer hat man lebhaftige Farben um sich, denn das kleinste „Appartement“ in Paris ist traulich durch seine bunten Tapeten, Vergoldung und Spiegel; den Frauen bringen ihre Verehrer mitten im Dezember weißen Flieder und Orchideen, die mit jenem französischen Geschmac arrangirt sind, dem nichts in der Welt gleichkommt; an einem kalten Tage wird die „cuisiniere“ eine Bouillon bereiten, von der keine Köchin des Uniersums eine Idee hat, und selbst von dem obersten Stockwerk des höchsten Hauses aus braucht man nur aus dem Fenster zu sehen, um irgend etwas Lustiges zu erblicken — denn wir Pariser, was unsere Fehler auch sein mögen, sind immer lustig; selbst wenn wir wie Affen ein großes Ideal in Stücke reißen und es in den Staub werfen, lachen wir dabei!

(Fortsetzung folgt.)

Vom japanischen Kaiserhause.

Aus Japan ist kürzlich die Nachricht eingetroffen, daß die Kaiserin-Wittwe Miako von Japan, die Mutter des Mikado, dem sie am 3. November 1852 das Leben gegeben, die Gemahlin des vorigen Kaisers Komei, nach langer Krankheit im Alter von 63 Jahren gestorben sei. Sie hinterläßt keine Spuren in der Weltgeschichte, wie sie das Wirken der regierenden Kaiserin Haruko schon jetzt erkennen läßt, aber mit ihr scheidet die letzte Verkörperung der alten Tradition des kaiserlichen Japans, das in der Erinnerung an die Ohnmacht und glänzende Gefangenschaft des Kaiserhauses in Kioto nur noch als historische Merkwürdigkeit fortlebt. Der Holzpalast in Kioto, in dem jetzt den Fremden ein alter Herr die Ehren erweist, der auch einmal in Berlin gewesen, die zahllosen mit Schiebethüren verschließbaren Gemächer, deren Decken und Wände die besten Künstler Japans geschmückt haben, und die Gärten ringsum mit ihren Bächen und Brücken und Trittssteinen, mit ihren Lotosteichen, Wisterienlauben, künstlichen Felsen und verwitterten Steinlaternen, das war ihre Welt. Wie seltene Vögel, die man in goldene Käfige sperrt, lebten ihr Gemahl und sie da in geheimnißvoller Abgeschlossenheit, und der Schoquun und sein Bakafu, der in Jedo, der spätern östlichen Hauptstadt Tokio residirende kaiserliche Hausmeier und seine Regierung wachten gleich ängstlich darüber, daß von außen her weder das anreizende Gelüst, die Fängel der Herrschaft selbst in die Hand zu nehmen, eindringen, noch ein Zweifel an der Gottähnlichkeit des unfichtbaren Kaiserpaars auftauchen konnte. Dort sah die Kaiserin, nach Landesart die Weine untergeschlagen — denn Stühle kannte man nicht im alten Japan — Tag aus Tag ein, in prächtige Gewänder gekleidet, den breiten Obi umgeschlungen, auf den Matten, übte, nach den Lehren der großen Weisen Gehorjam und Unterwürfigkeit, Aufopferung und Demuth gegen die Eltern und den Gatten, studirte die Klassiker, dichtete die Blüthen und Blätter des Gartens an, schlug die japanische Harfe, die Koto, stückte Blumen in ein Brunkgewand und ließ sich in der schweren Kunst unterweisen, die Blüthenzweige kunstgerecht und geschmackvoll anzuordnen oder in der noch schwerern, den Thee genau nach den vorgeschriebenen strengen Regeln zu bereiten. Nachts schlief sie auf den Decken, die auf den Matten ausgebreitet wurden, und den Kopf legte sie, wie die unerschälchten Töchter des Landes es noch heute thun, auf den Holzblock als Ruheflissen.

Später, als Kaiser Mutuhito die goldenen Fesseln, in die der Schoquun die Majestät geschlagen, geprengt hatte, ist die Kaiserin Miako mit ihrem Sohne nach Tokio übergesiedelt. Dort mag die alte Dame, die in ihrem Palast den Sitten und Bräuchen der guten alten Zeit treu blieb, gar oft das Haupt geschüttelt haben über den Wandel der Zeiten, den sie erleben mußte. Noch die Vermählung ihres Sohnes, des jetzigen Kaisers, wurde zu Kioto in so unentwehiter Abgeschlossenheit gefeiert, daß die Außenwelt nicht einmal erfuhr, ob sie nach dem Schinto-Ritus oder buddhistischen Vorschriften begangen wurde. Aber schon wenige Jahre darauf, 1873, mußte sie sehen, wie mit dem Einbringen der Fremden die alte Zeit zusammenbrach, wie ihre



Schwiegertochter Haruko — Kaiserin „Frühling“ würde die Verdeutschung lauten — deren Beruf es nach alter orientalischer Anschauung doch nur sein konnte, ihrem Gatten gehorsam und unterthänig zu sein, an dessen Seite auf dem Throne saß und die Abgesandten der fremden Barbaren, Männer und Frauen, im Schlosse empfangt und mit ihnen redete, wie sie der Sitte entsagte, die den verheiratheten Frauen vorschrieb, sich die Zähne zu schwärzen, wie sie die Palastmauern verließ, in offenem Wagen ihr Antlitz der Menge zeigte, Schulen und Krankenhäuser besuchte und vielleicht gar dem niedrigsten Kuli, wenn er sieh oder verwundet darniederlag, Trostworte spendete. Ja, noch mehr; wieder einige Jahre später und sie sah, wie ihre kaiserliche Tochter die Jahrtausende alte Tracht verbannte, sich in den Schnürleib zwangte und ein Gewand mit tiefem Hals- und Brustanschnitt anlegte, das in einer im fernen Barbarenlande gelegenen Stadt gefertigt war, die sich Berlin nennt. Die Kaiserin Mutter wird den erlauchten Ahnen ihres Sohnes geopfert und ihnen, die Sterne am Boden, dafür gedankt haben, daß nicht auch sie gezwungen war, zum Wohl und zum Besten des Volkes und des Landes dergleichen Rekerien mitzumachen. Auch mag sie zuweilen darüber gegrübelt haben, ob es ein den Ahnen wohlgefälliges Werk sei, so mit dem Hergebrachten und Ueberlieferten zu brechen, ob der dem Götterchooße entsprossene Kaiser und seine Gemahlin nicht mit den Menschen selbst allzu sehr Menschen werden könnten, wenn sie sich derart unter die Menge mischten, ob nicht am Ende gar mit den fremden Anschauungen der Geist der Auflehnung wider die Majestät im Lande Nippon Einzug halten und eines Tages die Revolution den kaiserlichen Thron umbranden würde.

Es ist nicht unmöglich, daß solcherlei dunkle Sorgen auch einmal an dieses älteste Fürstenhaus der Erde herantreten werden, vorläufig aber sind das Sorgen einer fernen Zukunft. Als die Anformung Japans an den Westen begann, konnte die Abgeschiedenheit des Kaiserhauses nicht länger aufrecht erhalten werden; es war notwendig, daß der Tempō — so und nicht Mitado nennt man in Japan gemeinlich den Kaiser — wieder Mensch wurde, ja, nur er allein konnte kraft seines göttlichen Ursprungs und der Vergötterung, die er im Volke genießt, die Bewegung zu einem siegreichen Ende führen. Mit den Fremden ist sicherlich viel Oberflächlichkeit, Zweifel- und Gleichheitsucht in das „Land der erkürrten Tropfen“ eingezozen, aber wenn etwas dort noch fest wurzelt in der schnellen Flucht der Erscheinungen, so ist es der glühende patriotische Glaube, daß das Geschick des Vaterlandes innig verknüpft sei mit dem des Kaiserhauses, das auf die Sonnengöttin selbst seinen Stammbaum zurückführt. Und dieser Glaube wird von allen, die zur Leitung und Erziehung des Volk's berufen sind, ängstlich gehütet und gepflegt wie eine kostbare immergrüne Pflanze, die nie verdorren darf. Was aber den Patriotismus angeht, so ist Japan ein vorbildliches Land, das stolz auf seinen Kaiser ist und selbst an den sagenhaften Ursprung seines Herrscherhauses den die Autorität untergrabenden Zweifel nicht herankommen läßt. So ist in der von Japanern geschriebenen, von Brinkley übersetzten und vom Unterrichtsministerium für die Weltausstellung in Chicago herausgegebenen Geschichte Japans zu lesen: „25 Jahrhunderte hindurch, seit den Zeiten des Kaisers Jimmu hat sich, obgleich das Land von Empörung und Aufruhr nicht verschont blieb, kein einziger Unterthan gefunden, der versucht hätte, das Ansehen des Kaisers herabzusetzen. Der Kaiser, der in grader Linie von den himmlischen Göttern abstammt, hat durch alle Generationen hindurch unerschütterter an seinem Plage gestanden, die Achtung vor ihm und seine Würde sind seit undenklicher Zeit unwandelbar geblieben und niemals von den Wechselstürmen der Welt um ihm beeinflusst worden. Es ist fraglich, ob es, so weit die Welt ist und so zahlreich die Länder darauf, je ein Volk gegeben hat, das wie Japan so glücklich war, eine solche ununterbrochene Reihe von Herrschern und gleich treue Unterthanen aufzuweisen zu können. Auch ein Politiker, den man in Europa zweifellos in das Lager des Rabibalismus verweisen würde, der jegliche Minister des Auswärtigen, Graf Okuma, der bisher eifrig auf eine Beschneidung der kaiserlichen Machtvollkommenheit durch die Einführung parlamentarischer Verantwortlichkeit der Ministerien hingearbeitet, hat kürzlich in einer interessanten Rede vor der orientalischen Gesellschaft in Tokio den Glauben an den Kaiser und seine Ahnen in einigen Wendungen gestraft, die für die Auffassung der Japaner sehr bezeichnend sind. Er sagte: „Seit der Gründung des Reichs sind seine Ufer von keinem fremden Feinde entweiht worden, und der Staat hat seit 3000 Jahren

ununterbrochen fortbestanden. Seit jener Zeit ist auch die Linie der kaiserlichen Dynastie nicht durchbrochen worden. Der Dank dafür gebührt den Geistern der kaiserlichen Ahnen, die uns diese 3000 Jahre hindurch auf dem Pfade des Glücks geführt haben. Die Erklärung mag oberflächlich sein, aber jedenfalls sind die Thatfachen unzweifelhaft. In unserer Geschichte stehen wir allein im Weltall, und ich glaube, daß derselbe Fortschritt und dasselbe Glück, die uns in der Vergangenheit zugehan gewesen sind, uns auch in der Zukunft treu bleiben werden.“ An anderer Stelle sprach Graf Okuma über die Ursachen und Mitle, die die Restauration bewirkten, und sagte: „Die schnelle Durchführung der notwendigen Reformen wurde nach meiner Ansicht durch die Hilfe der heiligen Geister der kaiserlichen Ahnen in diesen 3000 Jahren zustande gebracht.“ So mag denn die Wittve des Kaisers Komei, des 121. Herrschers der japanischen Dynastie, in Frieden fahren. Mit ihr sinkt zwar wiederum ein Stück der wunderbaren Eigenart des alten Nippons ins Grab, aber der Gedenkbogen, den der kaiserliche Sohn der Erinnerung an die Mutter demüthigt errichtet, wird sicherlich nicht der letzte sein, der den „heiligen Geistern“ der Ahnen dieses ältesten Fürstengeschlechts der Erde gewidmet wird.

Allerlei.

Das Exil einer dunkeln Prinzessin. Die englische Gesellschaft hat auf die hawaiische Prinzessin Kahi von Kailua, die eine Zeit lang in London lebte, keinen allzu günstigen Eindruck gemacht. In ihrem soeben erschienenen Buche „Mein Leben im Exil“ schreibt sie u. A.: „Die Damen Londons sind wunder schön, aber ach, wie bleich. Sie kamen mir vor, als hätten sie seit vier Wochen nichts wie Gefrorenes gegessen. Kalt sind sie und frostig wie ihr eigenes Land. Aber die Herren der großen Welt, namentlich die mit Schulden besetzten, schwärzten für mich und unwarben die exotische reiche Erbin — obgleich sie nur ein Halbblut ist. Wie gedente ich noch des letzten Balles zu London. Ich fühlte, wie die Augen der jungen Mädchen sich neugierig auf meine Haut hefteten, und schämte mich zum ersten Male, ein ausgechnittenes Kleid zu tragen.“ Aber das Schlimmste sollte noch kommen. Ein lebenswürdiger, junger Offizier, der soeben mit der braunen Prinzessin getanzt hatte, wurde noch in ihrer Gehörweite von einem Mädchen angesprochen, das selbst sich weder auf eine besondere Schönheit noch Gesicht viel einzubilden hatte: „Aha, Sie haben mit dem kleinen Halbblut getanzt!“ Die Prinzessin ging in den Garten und meinte bitterlich, „Ich war“ fügte sie hinzu, „voller Entrüstung über die hochmüthige weiße Gesellschaft.“

Moderne Fächer. Noch vor wenigen Jahren hätte es so leicht keine Dame gewagt, mit einem andern als dem großen Straußenfederfächer den Ballsaal zu betreten. Heute aber durchsuchte man am liebsten die Antiquitätenhandlungen nach den kleinen, zierlichen Empirefächern aus geschlitztem Holze oder Elfenbein, wenn man nicht in der glücklichen Lage ist, von den Zeiten der Urgroßmütter her einen solchen kleinen Fächer zu besitzen. Da es aber nur den Wenigsten glückt, ihre Vorliebe für den „alten“, wieder modern geordneten „kleinen“ Fächer zu befriedigen, so ist die Mode tolerant genug, jedem Fächer Lebensfähigkeit zuzugestehen; ob groß, ob klein, ob von Federn, Epiben, Füll oder Geze — man darf in dieser Saison Alles tragen. Und doch — wird man mit etwas gemischten Gefühlen die glückliche Besitzerin eines Fächers betrachten, dem man das „Erbsstück“ ansieht, der Bilder oder Arabesken im Rococo- oder Empiregeschmack zeigt. — Am beliebtesten waren diese kleinen, gemalten Fächer zur Zeit Ludwigs XV. Watteau und Boucher hatten sogar ihre Kunst in den Dienst der Fächerindustrie gestellt. Damals besaßen schöne, elegante Frauen größere Macht über Künstlerhände als heute — denn an dem Fächer der Marquise von Pompadour soll neun Jahre lang gearbeitet worden sein. Ob es einen Künstler der Jetztzeit giebt, der so viel Zeit dem Spielzeug einer schönen Frau opfert, selbst wenn er mehr an sie und ihre Launen als an die Arbeit dächte? Jener Fächer soll allerdings einen Werth von 150 000 Mark repräsentiren. Die Miniaturbilder, die er zeigt, sollen vollendet sein. Als nicht minder prächtig gilt der Fächer, welcher die Stadt Dieppe Marie Antoniette nach der Geburt des Dauphin schenkte. Josef Marc Bien hat ihn gemalt, und der berühmte Elfenbeinplastiker Le Flamand hat die Stäbe geschnitten. Charlotte Corday trug bei der Ermordung Marats's einen Fächer am Gürtel, auch in der französischen Revolution spielte er eine Rolle.

New-Yorker Votekluges. Die Sammelpunkte des geselligen Lebens der oberen Zehntausend bilden in den Riesenstädten der Union

namentlich in New-York, die großen Hotels, Bälle, Diners, Hochzeiten, Wohlthätigkeitsbazaare, alle die Festlichkeiten, die bei uns in reichen Privathäusern abgehalten werden, werden in New-York in den prachtvollen Räumen der ersten Hotels veranstaltet. Wer die einflussreichsten Beamten, die hervorragendsten Geschäftsmänner kennen lernen, aber auch wer die reichsten Erbinnen, die schönsten jungen Damen, die kostspieligen Toiletten bewundern will, muß sich Zutritt zu einem der glänzenden Salons verschaffen, die den Winter über in Waldorfs Hotel, in Hoffmanns Hause, im Savoy und in anderen ähnlichen Häusern Alles vereinigen, was in New-York reich, schön und mächtig ist. Diese Erscheinung ist keine zufällige, sie hängt mit dem allgemeinen Charakter und den Anschauungen des amerikanischen Lebens eng zusammen. Sie beruht namentlich mit auf der beinahe völligen sozialen Gleichstellung des schönen Geschlechts mit dem starken, welche Verhältnisse, wie sie bei uns üblich sind oder in England, wo der Mann seine Betätigung im Klub sucht, während die Frau zu Hause bleibt, ausschließt. Die soziale Funktion der großen Gasthöfe steht dann wieder im ursächlichen Zusammenhang damit, daß dieselben, was Bau und Einrichtung anlangt, eine geradezu märchenhafte Pracht entfalten, von der sich niemand, der sie nicht selbst gesehen hat, nur schwer eine Vorstellung macht. Schon die Zahl riesenhafter und mit allem erdenklichem Luxus ausgestatteter Hotels würde der Fremdenverkehr allein nicht erklären. Es giebt in New-York mehr als zwanzig Hotels erster Größe und allerersten Ranges. Waldorfs, ein zwölfstöckiger Bau in deutlichem Renaissancestil, ist das größte. Es gehört mit noch mehreren anderen der ersten Hotels dem bekannten Rufus William Astor und hat, ohne den Grund und Boden, 20 Millionen Mark gekostet. Dabei wird es in Bezug auf Glanz der Einrichtung von einigen neueren Bauten noch übertroffen. So ist von den sämtlichen mit höchster Eleganz ausgestatteten Hotels des Holländers jedes in einem besonderen Stil gehalten, beispielsweise von der für Hochzeitsreisende reservierten Zimmersucht die eine Wohnung im Stile Louis XV., die andere im Empirestil. Nicht in einem Gasthause, in einem Kaiser-Palast glaubt man sich, wenn man den Vestiböl des Plaza-hotels am Ende der Fifth Avenue betritt, dessen Bogengänge Säulen aus algerischem Onyx tragen, während eine Fädelung von numidischem Marmor, durchbohren von venetianischen Spiegeln, die Wände bekleidet. In der That befand sich die oft beobachtete Vorliebe der amerikanischen Demokratie für spezifisch aristokratische Luxusformen auch hier in helustigender Weise. Der Speisesaal in Waldorfs Hotel ist eine Nachbildung des großen Saales der „Kessels“ in München; Portraits von Herrschern und Gobelins mit Darstellungen aus der französischen Königs- und der deutschen Kaisergeschichte schmücken die Wände. So kann der Amerikaner in fürstlichen Gemächern, in der Ecke eines schwellenden türkischen Divans eine Cigarette zu einem halben Dollar rauchend, begaligt Freundschaft und Gleichheit und republikanische Einfachheit leben lassen — freilich zu einem Preise, der selbst den Habitus unserer theuersten Restaurants nachdenklich stimmen würde. Es soll ökonomisch besonders veranlagte Leute geben, die es fertig bringen, im Savoy oder im Majestic-Hotel für 40 Mark zu dinieren. Gewöhnlich aber kostet dort ein Mittagessen einschließlich Wein etwa 15 Dollar oder 60 Mark.

Die Renaissance des Rufes. Die gewöhnlichen Durchschnittsmenschen sind der Ansicht, daß in dieser Welt noch immer leidlich genug geküßt wird. Anderer Meinung ist der berühmte englische Novellist Sir Walter Besant, der jetzt einen Feldzug zu Gunsten der Verallgemeinerung des Küßens eingeleitet hat. Zu Ende des 17. Jahrhunderts war es üblich, so erzählt Sir Walter, daß jeder Herr, der einer Dame vorgestellt wurde, dieselbe ohne Weiteres umarmte. In den Theaterstücken jener Zeit wird fast bei jeder Begegnung zwischen Herren und Damen ein Kuß vorgeschrieben. Ja, sogar, wenn eine eifersüchtige Gattin ihren etwas allzu lebenslustigen Gemahl einer jungen Dame vorstellt, fordert diese selbst ihn auf, ja nicht die übliche Höflichkeit zu unterlassen — und der Herr Gemahl küßt es natürlich nicht an Gehörten fehlen. Wenn ein Fräulein zum Altar trat, wurde es von der ganzen anwesenden Herrengesellschaft, vom Pfarrer atwärts, geküßt. — Wann diese schöne Sitte abkam, ist nicht genau festzustellen. Aber schon das 18. Jahrhundert war mit Küßen nicht mehr so freigebig. Uebrigens galt in England das Küßen unter Männern — was heute als grobe Höflichkeitsverletzung angesehen werden würde — idon zu jenen schönen Zeiten als nicht mehr modern. Gleichwohl sind Fälle verzeichnet, in denen Parlamentsmitglieder nach besonders zündenden Reden von ihren Freunden herzhaft abgeküßt wurden. — „Warum nun“, fragt Sir Walter, „sollen wir den Kuß als Gruß zwischen Herren und Damen nicht wieder einführen?“ Ja, warum nicht? dürfen Viele mit ihm fragen.

Ueber die Frauen des fürstlichen Geschlechts der Chimay dürfen in diesem Augenblick, wo der Scheidungsprozeß in Chateau die Öffentlichkeit beschäftigt, die folgenden Mittheilungen von Interesse sein: Um die Mitte des 18. Jahrhunderts heirathete ein Graf von Caramau die Fürstin Marie Anna d'Alpace d'Henin-Licetard, Schwelger und Erbthron des letzten Fürsten von Chimay. Von den beiden dieser Ehe entprossenen Söhnen gehen die alte französische Linie der Caramau fort, die 1828 den 1869 verstorbenen Verwaundten erbte, und die vom zweitgeborenen Sohne begünstigte Linie Caramau-Chimay, der 1824 in den holländischen, 1854 von Belgien besetzten Fürstenthum erhoben wurde, aus. Dieser erste Caramau-

Chimay heirathete 1805 eine der schönsten, geistreichsten, aber auch sittenreuesten Frauen ihrer Zeit, eine Heldin der französischen Revolution, Theresie Cabarrus, zuerst von dem Gerichtsrathe Fontenay, dann von dem bekannten Mitgliede des Nationalkonvents Tallien geschieden. Die allgemein verbreitete Angabe, daß der erste Caramau-Chimay die „Wittne“ Tallien geheirathet habe, ist unrichtig, da Tallien bis 1820, und zwar im bittersten Elende lebte, ohne daß seine Gattin etwas zu dessen Besserung beigetragen hätte. Die erste Fürstin von Caramau-Chimay scheint den Frauen ihrer Familie ein unglückliches Beispiel hinterlassen zu haben. Notre-Dame de Thermidor, wie sie von ihren Anbetern genannt wurde, hatte unter dem Direktorium jene angeblich antiken, silberdurchwirkten Rouffelinerober erfinden, deren leichtes Gewebe alle Linien des Körpers deutlich durchscheinen ließ. Dieser Schleiher war ihr noch zu dicht; denn kaum als Herrin auf Schloß Chimay eingezogen, ließ sie sich auf dem berüchtigten wunden Ledergemäde des großen Salons als Venus in der mythologischen Ausstattung portraituren. Zur Stunde leben nicht weniger als drei Frauen, die den Namen Caramau-Chimay trugen und nicht mehr tragen dürfen. Eine Valentine, Tochter des zweiten Fürsten Chimay, zuerst mit dem Fürsten v. Beaufrémont, dem General, der, wie es scheint, mit starker Berechtigung Gallies den Ruhm des heroischen Kavallerie-Angriffs von Sedan ireitig macht, verheirathet, entdeckte ihr Herz erst später und heirathete nach ihrer Ehelösung den Fürsten Georg Bibesco. Die Angelegenheit führte zu einem blutigen Duell und wirkte erheblich viel Staub auf, obgleich es sich hier um einen Skandal, sondern um einen Liebesroman handelte, der einen anständigen Abschluß fand. Dasselbe Lob kann man einer anderen Caramau-Chimay, der Ergemahlin des Fürsten Alphonse, nicht spenden. Sie war noch reicher als Clara Ward oder Madama Nigé, wie sie sich jetzt rufen läßt, und hatte ungetähr den gleichen Gleichmaß. Dem an einem schönen Frühlingstage des Jahres 1822 rief sie mit ihrem Kutscher auf Nimmerwiedersehen aus. Die gerichtliche Entscheidung erfolgte sofort, und als nach siebenjährigen Bemühungen der Paart die Ehe aufgehoben, konnte Gabriele endlich ihren theuren Ritter vom Autschod heiraten. Aber da es sie verdross, nun plötzlich keine Prinzessin mehr sein zu sollen, kaufte sie ihn in den Almanach von Gottha ein, indem sie ihm für ein Heidenzeld des Titel eines Marquis erwarb, der nun mit seiner Marquise in einer herrlichen Villa am Comersee sehr vergnügt lebt.

„Der beste Wis, der innerhalb eines Monats von den Besuchern meines Lokals gemacht wird,“ der inneren ich einen werthvollen Thalerhumpen als Prämie aus. Das Preisrichteramt haben drei Stammgäste übernommen. — Also kündigt ein findiger und fiderer Wirth in Berlin an, und er hat in der That schon eine reichhaltige Kollektion mehr oder minder gewagter Scherz- und bunter Kalauer zusammen bekommen. Die Priorität der Idee gebührt jedoch einem anderen Gastwirth, der vor einigen Jahren eine ganze Münzensammlung auf die Weise unter die Leute brachte, daß er jeden Sonnabend an seine Gasse die Aufforderung richtete, lustige Erlebnisse zum Besten zu geben. Er tollte Streich wurde allemal mit einer kostbaren Münze prämiert. Als nun eines Abends das Preisrichterkollegium, gleichfalls aus Stammgästen anjammelt, im Verein mit dem Wirth sich zur Beratung zurückzog, machte ein Laufknecht den guten Wis, mit der gesammelten zur Schau gestellten Münzen-Kollektion durchzugeben, und ersparte dadurch den Preisrichtern die Mühe, über den „toltesten Streich“ zu entscheiden.

Anzüglich. Unteroffizier: „Mensch, machen Sie doch nicht ein so trauriges Gesicht wie ein Affe, der erfahren hat, daß Sie von ihm wistammen!“

Vom Büchertisch.

In dieser Stelle werden alle eingehenden Bücher und Broschüren veröffentlicht. Besprechungen nach Auswahl vorbehalten.

Der Katechismus des guten Tones und der seinen Sitte von Constante von Franken, 6. Auflage (Leipzig, Max Hesse's Verlag, elegant gebunden 2,50 Mk.) ist ein Buch, welches sich neben den anderen Werken ähnlichen Inhalts wegen seiner trefflichen Zusammenstellung und besonders seines niedrigen Preises rasch in den Familien eingebürgert hat. Statt aller Lobeserhebungen sei nur der Inhalt angeführt: Inhalt: Einleitung. I. Persönliches. 1. Von der Haltung. 2. Von der Kleidung. 3. Vom Essen. 4. Von der Wohnung. 5. Vom Rauchen. 6. Vom Sprechen. — II. In der Gesellschaft. 1. Vom Grüßen. 2. Besuch machen. 3. Besuch empfangen. 4. Beim Diner. 5. Abendgesellschaften. 6. Auf dem Balle. — III. In der Öffentlichkeit. 1. Auf der Straße und auf der Promenade. 2. Im Kaffee- und Gasthaus. 3. Im Theater und Konzert. 4. In der Kirche, in Kunstausstellungen u. s. w. 5. Auf der Reise. Im Bad und auf dem Lande. — VI. In der Familie. 1. Eltern und Kinder. 2. Sohn und Tochter. 3. Braut und Bräutigam. 4. Gatte und Gattin. 5. Dienboten. 6. Freunde und Nachbarn. — V. Bei besonderen Gelegenheiten. 1. Taufe. 2. Konfirmation. 3. Verlobung. 4. Hochzeit. 5. Geburtstage. 6. Todesfälle. — VI. Briefliches und Geschäftliches. 1. Briefen und Anreden. 2. Vom Briefschreiben. 3. Handel und Wandel. 4. Stellen vergeben und Stellen nehmen. 5. Honorarverhältnisse. 6. Vermischtes.

Herausgeber: Dr. Walter Gebensleben. Notationsdruck und Verlag von Otto Zeltz, Halle (Saale), Leipzigerstr. 87.